

Andy Robinson Gold, Öl und Avocados

Die neuen offenen Adern
Lateinamerikas



Andy Robinson

Gold, Öl und Avocados

Die neuen offenen Adern Lateinamerikas

aus dem Spanischen übersetzt von
Alix Arnold und Gabriele Schwab



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

Andy Robinson:
Gold, Öl und Avocados
1. Auflage, Oktober 2021

eBook UNRAST Verlag, Januar 2022
ISBN 978-3-95405-098-7

Titel der Originalausgabe:
Oro, petróleo y aguacates.
Las nuevas venas abiertas de América Latina
© Andy Robinson, 2020

© UNRAST-Verlag, Münster
www.unrast-verlag.de | kontakt@unrast-verlag.de
Mitglied in der assoziation Linker Verlage (aLiVe)

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung
sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und Umschlaginnenseiten: Felix Hetscher, Münster
Satz: Andreas Hollender, Köln

Inhalt

Vorwort

Der Kampf um die Zukunft des Amazonasgebiets

Erster Teil – MINERALE

Gold (Kolumbien, Mittelamerika, Utah, Nevada)

Eldorado in Salt Lake City

Eisen (Minas Gerais, Brasilien)

Rohe eiserne Gewalt

Niob (Roraima, Brasilien)

Der Fetisch der brasilianischen Ultrarechten

Coltan (Gran Sabana, Venezuela)

Die Minen des Nicolás Maduro

Diamanten und Smaragde (Diamantina, Brasilien)

Auf der anderen Seite des Paradieses

Silber (San Luis Potosí, Mexiko)

Peyote und Quads

Kupfer (Apurímac, Peru / Atacama, Chile)

Zwei Pressekonferenzen und eine Revolution

Lithium (Potosí, Bolivien)

Potosí, ein Putsch in der Salzwüste

Zweiter Teil – LEBENSMITTEL

Quinoa (Uyuni, Bolivien)

Aufstieg und Fall des Wunderkorns

Kartoffeln (Puno, Peru)

Vom Chuño zum Kartoffelchip

Avocado (Michoacán, Mexiko)

Hotdog mit Guacamole

Bananen (Honduras)

Bananenrepublik im Stil des 21. Jahrhunderts

Soja (Pará, Bahia, Brasilien)

Cargill und der Krieg am Ende der Welt

Fleisch (Pará, Brasilien)

Die Hauptstadt des Ochsen

Dritter Teil – ENERGIE

Erdöl (Venezuela, Brasilien, Mexiko)

Petro-Sozialismus und Gegenangriff bei PDVSA,
Petrobras und PEMEX

Wasserkraft (Pará, Brasilien)

Die Landkarten der Munduruku

*In der kolonialen und neokolonialen Alchemie
wird Gold zu Schrott,
und Lebensmittel zu Gift.*

Eduardo Galeano, *Die offenen Adern Lateinamerikas*

Vorwort

Der Kampf um die Zukunft des Amazonasgebiets

Wie würde Eduardo Galeano *Die offenen Adern Lateinamerikas* wohl heute schreiben? Diese Frage ging mir durch den Kopf, als ich durch Itaituba lief, eine Stadt am Tapajós, einem Fluss im brasilianischen Amazonasgebiet. In Brasilia regierte noch die linke Arbeiterpartei PT, und ich hatte die lange Reise von Rio de Janeiro unternommen, um zu sehen, inwieweit das umstrittene Wachstumsbeschleunigungsprogramm der Präsidentin Dilma Rousseff mit dem Überleben der großen Lunge des Planeten und der 13.000 Munduruku-Indigenen vereinbar war. Durch den Bau des riesigen Wasserkraftwerks in São Luiz do Tapajós würde das Land, auf dem sie seit Jahrtausenden lebten, überflutet werden. Dieses Kraftwerk sollte die neuen Städte des Amazonas und die Bergwerke und Soja-Verarbeitungsbetriebe, deren Errichtung hier geplant war, mit Strom versorgen.

Nichts hätte ich nach der langen dreizehnstündigen Anreise mit einer dümpelnden Fähre von Santarém, der sieben Flugstunden von Rio entfernten Hauptstadt im Regenwald, weniger erwartet, als das Dröhnen von Jet-Skis mit potenten 2,6-Liter-Motoren. Aber da fuhren sie im Zickzack über den riesigen Fluss und hinterließen lange

weiße Gischtspuren. Vielleicht brauchte Itaituba nach der tausendjährigen, nur von dem Summen und den Schreien des tiefen Urwalds unterbrochenen Stille jetzt diesen ohrenbetäubenden Lärm und die halsbrecherische Geschwindigkeit. »Die Jet-Ski sind hier der letzte Schrei, am Wochenende siehst du hier mindestens 15 oder 20. Meiner fährt 170 Stundenkilometer«, erzählte mir Bruno, ein achtzehnjähriger Jugendlicher, nachdem er sein Gefährt aus dem Wasser gezogen und auf dem Anhänger eines Geländewagens verstaut hatte. Während wir uns unterhielten, hatte ein aus dem 250 km flussabwärts liegenden Santarém kommendes Schiff angelegt, von dem fünf Quads abgeladen wurden, ideal für Rennen auf den neu eröffneten Wegen durch den Regenwald.

Bruno hatte seinen Wasserscooter (die bis zu 20.000 Real bzw. 7.000 Euro kosteten) von seinem Lohn als Bauarbeiter bei der Asphaltierung der Transamazônica bezahlt, deren Fertigstellung eine neue Phase der Entwaldung zur Folge haben würde. Aber es gab noch andere Quellen für schnelles Geld in Itaituba, einer Stadt mit 100.000 Einwohner*innen, in der gerade eine demografische Explosion stattfand, und die das Zentrum aller extraktivistischen Aktivitäten (die meisten davon illegal) im Westen des Bundesstaates Pará am Amazonas war: Gold, Diamanten, Holz ... Nicht zu vergessen die Soja, die in dem Terminal des multinationalen Unternehmens Bunge verladen wurde. Für die Zeit nach dem Bau des Megastaudamms auf dem fünfzig Kilometer flussaufwärts liegenden Territorium der Munduruku und der neuen

Wasserstraßen für den Transport von Soja, Mineralen und Holz wurde ein weiterer Bevölkerungsanstieg erwartet.

»Hat sich Itaituba in den letzten Jahren sehr verändert?«, fragte ich Bruno. Er war ein Sohn von Migrant*innen, die drei Jahrzehnte zuvor in den Regenwald gekommen waren, nicht auf der Suche nach Reichtum, sondern nach zwei täglichen Mahlzeiten. Er blickte zur Seite und zeigte auf sieben oder acht schwarze Geier, Urubus auf Portugiesisch, die auf einem Haufen Müll saßen und ihre Flügel wie Trauerschleier ausbreiteten. »Sie denken sicher, dass es hier viele Urubus gibt. Aber früher gab es noch viel mehr.«

Irgendwie kam mir diese Szene wie eine Zusammenfassung der Widersprüche des wirtschaftlichen Entwicklungsprojekts der Regierungen der neuen Linken in Lateinamerika vor. Das Wachstum des BIP musste beschleunigt werden, um die Armut und die extreme Ungleichheit zu beseitigen. Dies war die doppelte Bürde, unter der die Region seit fünfhundert Jahren litt, zunächst mit der Versklavung der Indigenen in den Gold- und Silberminen, auf die dann die Versklavung der in Ketten aus Afrika hierher transportierten Menschen folgte, die die ersten Anbauprodukte für den neuen globalen Markt ernteten (Zucker, Bananen, Kaffee, etc.). Präsident Lula war berechtigterweise stolz darauf, 42 Millionen marginalisierte Brasilianer*innen auf eine Stufe gehoben zu haben, die er als neue Mittelklasse bezeichnete.

Um die Unterstützung dieser Massen der im sozialen Aufstieg begriffenen lateinamerikanischen Arbeiter*innen, wie etwa Bruno, auch weiterhin zu erhalten, waren

konstante Verbesserungen des materiellen Wohlstands der Bevölkerung erforderlich. Der schnellste Weg dorthin, ohne eine Krise durch Auslandsverschuldung auszulösen, war der Export von Rohstoffen, die Devisen brachten. Rohstoffe wurden in Zeiten knapp werdender Ressourcen und des Aufstiegs Chinas zur Supermacht höher gehandelt denn je, und der Versuchung, die Extraktionsmaschine durchzustarten, war nur schwer zu widerstehen. China und die USA befanden sich praktisch in einem Kalten Krieg, in dem der Wettlauf um die immer knapper werdenden Ressourcen dieses Exportmodell noch verlockender machte.

Doch wie konnte es umgesetzt werden, ohne die gleichen Gräueltaten zu begehen wie in den Zeiten der klassischen Ausplünderung Lateinamerikas, die Galeano so anschaulich in seinem Buch beschreibt? Schließlich bedeuteten die Zerstörung der Umwelt und die fortschreitende Abholzung des Regenwalds nicht nur eine Beschleunigung des weltweiten Klimawandels und eine katastrophale Dürre in den Anden und Mittelamerika. Sie erhöhten gleichzeitig die Gefahr tödlicher Pandemien, da die Pathogene der wilden Natur in die Slums der Regenwald-Städte und die Schlachthäuser und Massentierhaltung der neuen lateinamerikanischen Fleischverarbeitungsindustrie gelangten, die inzwischen die größten der Welt waren. Expandierende Städte im Amazonasgebiet, wie Itaituba, waren mit ihrer mangelhaften Kanalisation und chaotischen Urbanisierung bereits Brutstätten für das von Moskitos übertragene Zika-Virus geworden, das drohte,

sich in ganz Brasilien auszubreiten, und Sportler*innen in Schrecken versetzte, die an den Olympischen Spielen 2016 in Rio teilnehmen wollten. Währenddessen schien die Umstellung der Welt auf Null-Kohlendioxid-Emissionen weit davon entfernt zu sein, die Nachfrage nach Mineralen zu reduzieren. Vielmehr intensivierte sie den Druck, die Adern Lateinamerikas noch weiter aufzureißen, da von einem Anstieg der Nachfrage nach Mineralen wie Kupfer, Lithium, Kobalt, Zink und sogar Eisen ausgegangen wurde.

Und dann gab es noch die politischen Probleme des Modells. Wenn Bruno ein typisches Beispiel für diese neue sozial aufsteigende, d.h. nach mehr Konsum strebende Mittelklasse war, wie konnte dann verhindert werden, dass er sich am Ende den Prinzipien der Gleichheit und des Umweltschutzes entgegenstellte, die sich die Linke auf die Fahnen geschrieben hatte? Das Problem sollte schon bald durch die Niederlage der PT in Brasilien und die Übernahme der Regierung durch eine rücksichtslose extreme Rechte unter Jair Bolsonaro bestätigt werden, die eng mit dem Bergbau- und Agrobusiness verbunden war. Wie André Singer unterstrich, hatte die neue Mittelklasse ihren Erschaffer zerstört, ein Schicksal, das ein Jahr später Evo Morales in Bolivien teilen sollte, obwohl dessen Partei *Movimiento al Socialismo* ein beeindruckendes Comeback starten würde. Da sich die Rivalität um den Zugang zu den natürlichen Ressourcen zwischen China und den USA intensivierte, wurden auch die lateinamerikanischen progressiven Regierungen anfälliger für von Washington dirigierte Strategien des Regimewechsels. Dies ließ eine

Rückkehr zu jenen Jahren befürchten, in denen Galeano sein Meisterwerk geschrieben hatte und ein Großteil des Kontinents von brutalen Militärregimen regiert wurde, die den USA gegenüber freundlich gesinnt waren.

In diesem Buch, einer Sammlung von Reportagen über eine Reihe von Rohstoffen, die in Lateinamerika gewonnen werden, von Soja und Niob über Rindfleisch und Gold bis zu Erdöl und Avocados, versuche ich über dieses Dilemma nachzudenken und die dramatischen Ereignisse zu analysieren, die diese Region in den vergangenen Jahren erschüttert haben - sanfte und brutale Staatsstrieche in Honduras, Bolivien und Brasilien, außerordentliche Volksaufstände in Santiago de Chile, Quito und Bogotá sowie die Wahrscheinlichkeit weiterer sozialer Unruhen nach der Verwüstung durch Covid-19. Ich folge in einigen Fällen den Spuren Galeanos, besuche Potosí, Minas Gerais und Zacatecas, Ikonen des Raubs und der Plünderung durch den Kolonialismus, wo ich versuche, seine gewagte und auf die Dependenztheorie von Immanuel Wallerstein, Celso Furtado und André Gunder Frank gestützte These zu aktualisieren: »Wir Lateinamerikaner sind arm, weil der Boden, auf dem wir stehen, reich ist.«

Galeano schrieb *Die offenen Adern Lateinamerikas* mit knapp 28 Jahren, dennoch wurde das Buch zum Standardwerk einer Generation von Linken, die in Lateinamerika zu Beginn des neuen Jahrhunderts an die Macht kam: Lula da Silva und Evo Morales, Rafael Correa oder Hugo Chávez (Letzterer schenkte einem skeptischen Barack Obama ein Exemplar des Buches). Doch von den

beiden wichtigsten Botschaften des Buches - die Notwendigkeit, sich aus der Abhängigkeit von den ehemaligen Kolonialmächten und deren multinationalen Konzernen zu lösen und gleichzeitig eine Industrialisierung der Wirtschaft vorzunehmen, um das Wachstum nicht auf den Export von Rohstoffen zu stützen - fand nur die erste Beachtung.

Die Abhängigkeit vom Export von Commodities blieb in vielen Ländern weiterhin bestehen. Eine Linke, die überzeugt gewesen war, die magische Formel dafür gefunden zu haben, wie sie die Einkommen umverteilen und gleichzeitig an der Regierung bleiben könnte, bekam ihre Quittung, als der Superzyklus hoher Weltmarktpreise für Minerale, Erdöl und Grundnahrungsmittel abrupt zusammenbrach. Mit einer Verzögerung von fünf oder sechs Jahren erreichte die große globale Krise von 2008 Lateinamerika. Die Rohstoffpreise stürzten in den Keller und die Region schlitterte in die Rezession. In Ecuador, Brasilien, Chile, Argentinien und letztlich auch in Bolivien verloren die progressiven Regierungen eine nach der anderen die Macht, zum Teil durch Staatsstreiche. In Venezuela schwächte eine schwere gesellschaftliche und wirtschaftliche Krise den Chavismus in einem Ausmaß, das zehn Jahre vorher unvorstellbar gewesen wäre. Gleichzeitig war Venezuela aufgrund seiner extremen Abhängigkeit vom Erdöl-Export besonders anfällig für einen von Washington geplanten Staatsstreich. Die spektakulären Errungenschaften der Maßnahmen der lateinamerikanischen Linken gegen die Armut glichen aus

der Perspektive der Krise bereits zu diesem Zeitpunkt Schimären einer unhaltbaren Rohstoffblase.

Es mag paradox erscheinen, doch Galeano hatte selbst sein Scherflein zur Krise linker Konzepte beigetragen. Auf der Buchmesse in Brasilia hatte er 2014 sein eigenes Buch als simplifizierend bezeichnet. Es sei das Werk eines jungen Mannes, der dem Dogmatismus der alten Linken verfallen gewesen sei und nichts von Wirtschaft verstanden habe. »Ich könnte es heute nicht noch einmal lesen, ich würde in Ohnmacht fallen«, erklärte er scherzhaft im Alter von 74 Jahren, ein Jahr vor seinem Tod. Dieses *Mea culpa* von Eduardo Galeano war der Freibrief für die üblichen Verdächtigen der lateinamerikanischen Rechten, die sich freudig auf die Schulter klopfen. Álvaro Vargas Llosa, der in seinem Buch *Manual del Perfecto Idiota Latinoamericano* (Handbuch des perfekten lateinamerikanischen Idioten) die *Offenen Adern* karikiert hatte, begrüßte die intellektuelle Niederlage der Linken. Michael Reid, Korrespondent der konservativen britischen Wochenzeitung *The Economist*, kündigte den definitiven Rückzug der sogenannten Pink Tide (Rosa Flut) an und nannte das Buch von Galeano das Werk »eines Propagandisten, eine potente Mischung aus selektiven Wahrheiten, Übertreibung, Unwahrheiten, Glossen und Verschwörungstheorien«. Eine Beschreibung, die meines Erachtens eher auf Reids Zeitschrift als auf das Meisterwerk von Galeano zutrifft. Auf meinen Reisen durch Lateinamerika hatte ich dagegen vielmehr den Eindruck, dass der junge Galeano mit seiner Kritik der vom globalen Kapitalismus in Zusammenarbeit mit den lokalen Eliten und

Oligarchien hervorgerufenen Zerstörung eher noch zu kurz gegriffen hatte. Die Plünderung hatte nicht nur auf der wirtschaftlichen Ebene der Extraktion von Rohstoffen stattgefunden, sondern auch in Form der Plünderung der Seele der Völker, deren Kultur – jene Philosophie des *Sumak Kawsay* bzw. *Buen Vivir* der Quechua – durch den unaufhaltsamen Prozess der Kommerzialisierung ihrer und unserer Leben ausgelöscht wird.

Während das peruanische Fischgericht Ceviche international zu einem gastronomischen Statussymbol wird, das von der geschäftsführenden Direktorin des IWF, Christine Lagarde, als »eine Inspiration für unsere wirtschaftlichen Förderprogramme in Lateinamerika« bezeichnet wurde, treibt eine gigantische Insel aus Plastik im Pazifik. Der neue Exotik-Tourismus findet seinen Ausdruck in den Zügen durch die Anden, die vom peruanischen Staat privatisiert und an Belmond verkauft wurden, eine Tochtergesellschaft des globalen Unternehmens der Luxusgüterindustrie LVMH (Moët Hennessy – Louis Vuitton). Mithilfe von Panoramafenstern wurden sie in Aussichtsplattformen verwandelt, von denen aus die Machu-Picchu-Reisenden auf dem inzwischen seiner Gletscher beraubten Hochplateau die Armut aus sicherer Entfernung betrachten können.

Ohne die großen sozialen Errungenschaften vieler Linksregierungen in irgendeiner Weise unterbewerten zu wollen, liegt das Problem im Unterschied zu damals darin, dass heute viele von ihnen an den genannten materiellen und geistigen Plünderungen beteiligt sind. »Was hier

gemacht wurde, ist absoluter Mist. Jetzt haben wir Soja, Soja und noch mehr Soja«, erklärte mir in Santarém aufgebracht der Franziskaner Edilberto Sena, Anhänger der Befreiungstheologie und vor drei Jahrzehnten einer der Gründer der Arbeiterpartei PT im Amazonasgebiet. Damit beklagte er nicht nur, dass Tausende von Kleinbauern und -bäuerinnen gezwungen waren, in die Stadt zu ziehen, sondern auch das Verschwinden einer reichen, komplexen und auf einer überwältigenden Biodiversität basierenden Volkskultur.

In vielen Ländern erlebte ich die heftigen Diskussionen in der lateinamerikanischen Linken zwischen denen, die die progressiven Regierungen wegen ihres Neoextraktivismus kritisierten, und denen, die den Gegner*innen des Extraktivismus vorwarfen, in einer Fantasiewelt zu leben, weit entfernt von der Realität und der Dringlichkeit, das Wachstum des BIP zu erhöhen, um die Armut zu bekämpfen und die Entwicklung zu fördern. »Wir benutzen das Erdöl und den Bergbau, um eine Entwicklung zu erreichen, mit der der chinesische Weg der Prekarisierung der Arbeit und unwürdiger Löhne vermieden wird«, sagte mir Fausto Herrera, ehemaliger ecuadorianischer Finanzminister der Regierung von Rafael Correa. Deren Projekt, das Erdöl in dem Yasuní-Territorium im Amazonasgebiet unter der Erde zu belassen, war ein Vorbild für die Umweltschutzbewegung gewesen, bis Correa dann einen Rückzieher machte. Seine Kritiker*innen, insbesondere ein weiterer Ex-Minister, Alberto Acosta, sprachen sich dafür aus, den Extraktivismus aufzugeben und auf der Grundlage

der Philosophie des Buen Vivir der Quechua nach anderen Indikatoren für Wohlstand zu suchen. Ähnlich war es in Bolivien, wo ein Teil der linken Umweltbewegung sogar den Staatsstreich gegen Evo Morales unterstützte, weil dieser sich zum Extraktivismus hingewandt habe. Auf meinen Reisen, die ich unternahm, um diese Reportagen schreiben zu können, bin ich zu einer Schlussfolgerung gelangt, die sicher weder die eine noch die andere Seite zufriedenstellen wird: Es muss ein Mittelweg zwischen diesen beiden Denkrichtungen gefunden werden.

Tatsache ist, dass es sich hier um universale oder den ganzen Planeten betreffende Fragen handelt, die jedoch in Lateinamerika klarer zu erkennen sind - in einer Region, in der die »Computer mit den archaischsten Formen der ländlichen Kultur koexistieren und [...] mit sämtlichen Stufen historischer Produktionsformen«, wie es der Philosoph Fredric Jameson in einem Artikel zu *Hundert Jahre Einsamkeit* ausdrückt. Das Überleben uralter Welten in Lateinamerika sowie seine Einwohner*innen, deren Geist und Körper noch vor dem geschützt sind, was uns zerstört, machen diese Region zur entscheidenden Arena in dem epischen Kampf um die Verteidigung des Planeten.

In Kolumbien zog das ehemalige Guerilla-Mitglied Gustavo Petro Lehren daraus. Ohne einen Plan der nationalen Entwicklung aufzugeben, lehnte sein Projekt *Colombia Humana* den aggressiven Extraktivismus ab und machte die Herausforderung des Klimawandels zum Schwerpunkt seines Programms für die Präsidentschaftswahlen im Jahr 2018. Diese Ideen

unterstützten die Mobilisierungen gegen die konservative Regierung von Iván Duque im Herbst 2019 auf den Straßen von Bogotá, Medellín und Barranquilla. Auch an den Protesten, die zur gleichen Zeit die konservativen Regierungen in Chile und Ecuador ins Wanken brachten, nahmen neue Bewegungen teil, die für Lateinamerika einen anderen Weg der Entwicklung anstreben.

Die Spezialist*innen der Thinktanks und Kommunikationsmedien, angefangen von Reid über Alma Guillermoprieto bis hin zu der in Washington lebenden brasilianischen Wirtschaftswissenschaftlerin Monica de Bolle, interpretierten die Proteste eher pessimistisch. »Die in den vergangenen Wochen in Lateinamerika zum Ausdruck gekommene Unzufriedenheit hat wenig mit Hoffnung zu tun, sie wurde vielmehr durch etwas ausgelöst, das man als Syndrom der Post-Rohstoffblase bezeichnen könnte«, schreibt de Bolle in einem interessanten Essay für das Peterson Institute for International Economics. Doch Washington war noch nie ein guter Ort, um mit Optimismus auf die Zukunft Lateinamerikas zu blicken. Der Altiplano dagegen schon, manchmal zumindest. Als ich im Oktober 2019 durch die barocke Innenstadt von Quito lief, umgeben von Quechua-Straßenverkäufer*innen, die durch den Erfolg ihres Aufstands gegen die Regierung von Lenín Moreno sichtlich ermutigt waren, fiel es nicht schwer, zu einer positiveren Auslegung des Frühlings der Unzufriedenheit in Südamerika zu kommen. Diesmal könnte die in den enormen Mobilisierungen der Volksbewegungen

geschmiedete Agenda des sozialen Wandels eine solidere Grundlage haben als den Preis von Erdöl, Kupfer oder Soja an der Rohstoffbörse von Chicago.

Der unmittelbare Auslöser der Proteste in Ecuador war die Erhöhung der Benzinpreise nach der Streichung der Subventionen im Rahmen eines vom IWF aufgestellten drakonischen Maßnahmenkatalogs. Doch die Anwesenheit der vielen indigenen Bäuerinnen in den vordersten Reihen der Auseinandersetzungen ließ vermuten, dass die Verteidigung der *Pacha Mama* (Mutter Erde) ein Schlüsselement in der nächsten Phase des Kampfs sein würde. In dieselbe Richtung deutete die Aufnahme des Prinzips des Sumak Kawsay in den von der indigenen Konföderation CONAIE nach den Protesten entwickelten Alternativvorschlag zu den IWF-Maßnahmen. Diesen legten sie der Regierung während einer angespannten Zeremonie auf der Katholischen Bischofskonferenz in Quito vor, bei der ich anwesend war. Der junge Kandidat der Linken für die Wahlen im Jahr 2021, Andrés Arauz, schien einer Annäherung an das indigene Projekt offener gegenüberzustehen als sein Mentor Correa.

Auch die bunte Fahne der chilenischen Mapuche (Indigene, die durch die Extraktion der Holz- und Bergbauindustrie bedroht sind) wurde zu einem Emblem der massiven Proteste in Santiago de Chile gegen das Modell eines neoliberalen Staats in Lateinamerika, das von Thinktanks, Marktanalysten und Oligarchien in den höchsten Tönen gelobt, aber von allen anderen gehasst wird. Vielleicht sind diese Unruhen ein erster Schritt zu

einem erneuten Zusammenkommen der lateinamerikanischen Linken mit der globalen Bewegung gegen den Klimawandel. Während die Covid-19-Pandemie die anhaltende soziale Ungleichheit und das Versagen der Gesundheitssysteme Lateinamerikas offenbarte, verdeutlichte sie gleichzeitig einmal mehr die Fähigkeit zur Organisation des kollektiven Selbstschutzes in den Favelas der brasilianischen Megastädte oder in den Ranchos in Venezuela.

Als ich auf meinen langen Reisen im Flugzeug, Bus oder Schiff erneut *Die Offenen Adern* las, war ich weit davon entfernt, von der bleiernen Prosa der pedantischen Alten Linken gelangweilt zu sein. Vielmehr inspirierte mich der Wunsch des jungen Galeano, »im Stil eines Liebes- oder Abenteuerromans von Wirtschaftspolitik« zu schreiben. Mit den kurzen Geschichten in diesem Buch habe ich versucht, diesem Beispiel zu folgen, auch wenn sie nicht mit dem exzellenten Stil des Uruguayers Schritt halten können. In jedem Kapitel geht es auch um die letztendliche Nutzung dieser Rohstoffe in einer Welt verschwenderischen Konsums, extremer Ungleichheit und immer knapper werdender Ressourcen. Die von den brasilianischen *Garimpeiros* inmitten einer Hölle aus Schlamm und Gewalt geschürften Diamanten werden in Surat (Indien) geschliffen und können in den Swarovski-Läden in Dubai erstanden werden. Die Prototypen der Hyperschallraketen, die in Kalifornien oder Shenzhen hergestellt werden, enthalten das Niob aus den Territorien der Indigenen im Amazonasgebiet, auf das sich inzwischen das

Hauptaugenmerk der mit der neuen brasilianischen Ultrarechten von Jair Bolsonaro verbündeten Bergbauunternehmen richtet. Mit Soja aus dem entwaldeten brasilianischen Cerrado werden die Hühner in der Massentierhaltung gefüttert, aus denen die allgegenwärtigen McNuggets von McDonald's produziert werden. Die traurigen Rinder, die, nachdem Motorsägen und Feuer ihre Arbeit getan haben, auf dem Großgrundbesitz im Amazonasgebiet weiden, versorgen Burger King mit Fleisch. Aus den Kartoffeln, dem Nahrungsmittel der großen präkolumbianischen Zivilisationen des andinen Altiplano, werden jetzt die süchtig machenden Potato Chips von Frito Lay (PepsiCo), die die Epidemie der Fettleibigkeit in Lateinamerika fördern. Die weltweit in Mode gekommene Guacamole zwingt der mexikanischen Region von Michoacán, der Wiege des Reichs der Purépecha, eine Avocado-Monokultur auf, die vom organisierten Verbrechen gemanagt wird. Und ein Besuch in San Luis de Potosí (Mexiko) macht deutlich, dass der Erfolg der Huichol-Indigenen, die Wiedereröffnung der spanischen Silbermine aus dem 19. Jahrhundert zu verhindern, von einer Invasion von Tourist*innen getrübt wird, von denen viele verrückt danach sind, die halluzinogene Wirkung des Peyote-Kaktus auszuprobieren.

Die Kapitel über Eisen und Erdöl beschäftigen sich damit, wie die extreme Abhängigkeit von Rohstoffen nicht nur katastrophale Folgen für die Umwelt hat, wie an dem Fall des gigantischen Bergwerksunternehmens Vale gezeigt

wird, sondern auch den Grundstein für das Desaster der progressiven Regierungen von Venezuela und Brasilien gelegt hat. Auch auf die Neuauflage des Petro-Nationalismus von Lázaro Cárdenas durch den mexikanischen Präsidenten Andrés Manuel López Obrador wird eingegangen. Ein Besuch der bolivianischen Salzwüste Salar de Uyuni, dem größten Lithiumvorkommen der Welt, hilft bei der Beurteilung der Versuche der indigenistischen Regierung von Evo Morales, die Extraktion des Lithiums mit einer Industrialisierung durch Batterie-Fabriken und eventuell dem Bau von Elektroautos zu verbinden. Außerdem sehen wir die traurige Rolle von Potosí während der Rebellion des bolivianischen Mittelstands gegen die sozialistische Regierung, die in dem Staatstreich im Oktober 2019 mündete. Die Industrialisierung war der Masterplan der Dependenz-Theoretiker*innen, der den Ideen und der Prosa Galeanos Struktur gab. Doch die Realität in den bolivianischen Anden ist komplex und widersprüchlich. In dem sich zunehmend verschlechternden Ambiente rund um den Salar de Uyuni stellt sich eine andere existenzielle Frage: Was ist schlimmer, eine Lithiummine oder zehntausend Tourist*innen, die sich mit der untergehenden Sonne als Hintergrund auf Selfies verewigen?

In dem Kapitel über Gold zeigt eine Reise von Mittelamerika nach Utah, warum in den USA das Extraktionsfieber nach der Finanzkrise 2008 mit einer zunehmend konservativen Denkweise der exzentrischen Investor*innen zusammenfiel, der sogenannten *Goldbugs*,

die die Rückkehr zum Goldstandard verteidigen. Das Eldorado des 21. Jahrhunderts ist auf seine eigene perverse Weise ein weiteres Beispiel für eine neue Ära offener Adern, in der die Suche nach Sicherheit in Zeiten finanzieller Instabilität den Goldpreis in die Höhe schießen lässt und einmal mehr die Invasion des Amazonasgebiets und der Anden durch Tausende informelle Bergarbeiter*innen auslöst.

Ein neues Entwicklungsmodell bedarf einer radikalen Änderung der Philosophie, die über den simplen Export von Rohstoffen hinausgehen muss und ebenso über die alten Vorstellungen von Industrialisierung, die in der verlorenen Welt von Fordlandia vor sich hinrosten - der Industriestadt, die Henry Ford drei Schiffsstunden von Itaituba entfernt zu gründen versucht hatte, und die inzwischen von Lianen und Urwaldaffen in Besitz genommen wurde. Ohne die Fortschritte und sozialen Ziele des ersten Jahrzehnts der progressiven Regierungen in Lateinamerika aufzugeben, muss nach Produktionssystemen in kleinerem Maßstab, nach einem weniger destruktiven Konsum und einer radikaleren Umverteilung des Einkommens gesucht werden. Statt die Macht derart personalistisch zu zentralisieren und die sozialen Bewegungen zu kooptieren, muss mehr Demokratie praktiziert werden. Für den Fall, dass der Linken nach den spektakulären Mobilisierungen der Menschen in Quito, Bogotá und Santiago de Chile vielleicht eine neue Chance gegeben wird, sollte sie sich unbedingt jetzt schon über Alternativen Gedanken machen.

Die Inspiration dazu kann zum Teil aus dem Wissen des Buen Vivir der indigenen Völker und ihren Gesellschaftsmodellen kommen, die mit dem Schutz der Umwelt und der Kultur vereinbar sind. Dabei handelt es sich nicht um einen romantischen Aufruf zur Rückkehr zu der verlorenen Welt der Jäger*innen und Sammler*innen im Sinne der edlen Naturmenschen Rousseaus. Wie das Buch zeigen wird, gab es vor zweitausend Jahren, lange vor der Ankunft der Europäer*innen, im Amazonasgebiet eine Gesellschaft mit acht Millionen Menschen, die in halb-urbanen Gemeinschaften lebten, Straßen bauten und den Regenwald auf eine intelligente und nachhaltige Weise bewirtschafteten. Um ihre Versorgung mit Nahrungsmitteln sicherzustellen, praktizierten sie genetische Modifikationen, z.B. mit Maniok. Auch die enormen Panama-Kautschukbäume *Castilla elastica* handhabten sie nachhaltig, unter anderem um Bälle für das Mesoamerikanische Ballspiel herzustellen, ein in den präkolumbianischen Gesellschaften sehr verbreiteter Vorläufer des heutigen Fußballs. »Wir sind die Hüter des Regenwalds«, erklärte mir ohne jeglichen Anflug von Überheblichkeit Jairo Saw, einer der Anführer der Munduruku von Itaituba, die den Widerstand gegen das Wasserkraftprojekt, den Bergbau und die Holzextraktion in ihrem Territorium organisieren. Die Munduruku verstehen etwas von Technologie. Sie definierten mithilfe von GPS die Grenzen ihres Landes und legten mit wissenschaftlicher Genauigkeit ihre territorialen Rechte für die Verteidigung des Regenwalds fest. Als wir uns das nächste Mal trafen, in

Rio de Janeiro, war Jairo auf dem Weg nach Los Angeles, um sich mit einer Gruppe von Ingenieur*innen von General Electric zu treffen. Er wollte versuchen, sie zu überzeugen, von dem Wasserkraftprojekt im Tapajós-Becken Abstand zu nehmen. »Wenn sie nicht auf uns hören, gibt es keine Zukunft, nicht für sie und nicht für andere«, erklärte er, bevor er in einem gelben Rio-Taxi zum Internationalen Flughafen Galeão davonfuhr.

Erster Teil

MINERALE

GOLD

(Kolumbien, Mittelamerika, Utah, Nevada)

Eldorado in Salt Lake City

Die Suche nach Eldorado war stets eine von Habgier, Wahnvorstellungen und Zerstörung geprägte Unternehmung. Die jüngste Generation der Eroberer bestand zum einen aus multinationalen Bergbaukonzernen mit Sitz in Vancouver und effizienten Abteilungen für unternehmerische Gesellschaftsverantwortung, zum anderen aus verzweifelten Schatzsucher*innen aus den Mega-Slums von Bogotá, Lima oder São Paulo. Das Goldfieber des 21. Jahrhunderts nahm jedoch genau denselben Weg wie der Wahnsinn von Extraktion und Tod zu Zeiten von Kolumbus, Cortés und Pizarro. Aber vielleicht waren andere Ursachen die Erklärung für diesen neuen Goldrausch, den ich an den blut- und quecksilbergefärbten Flüssen von Antioquia in Kolumbien und den großen Tagebaubergwerken in Mittelamerika erlebt hatte. In den Krisen Jahren wurde angesichts der Angst und des Chaos Zuflucht zum Gold genommen, zunächst an der Wall Street und bald auf der ganzen Welt. Informelle Bergarbeiter*innen, die in Kolumbien *Barequeros* und in Brasilien *Garimpeiros* genannt werden, scharften im Schlamm lateinamerikanischer Flüsse in der Hoffnung,

Reichtum oder zumindest einen winzigen Goldklumpen zu finden, um sich einen Teller Bohnen leisten zu können. In den Ländern des globalen Nordens war Gold jedoch das Objekt einer neurotischen Suche nach finanzieller und psychologischer Sicherheit. In seinem Buch *Die Macht des Goldes* verweist Peter Bernstein darauf, dass Menschen stets versucht hatten, mit Gold die Unsicherheit zu beseitigen, und dafür grauenvolle Taten verübten und heftigsten Belastungen standhielten. Im *World Economic Outlook* vom Oktober 2019 räumte der Internationale Währungsfonds ein, dass der Goldpreis »durch eine (wahrscheinlich irrationale) Angst vor einem Zusammenbruch« gestützt wird. Die Bloggerin Masa Serdarevic ist mit ihrem Urteil direkter: »Gold zu kaufen hat immer mit Angst zu tun.«

Seit Beginn der globalen Krise im Jahr 2008 herrschte Angst in der Weltwirtschaft. Der Preis der Feinunze Gold (31 Gramm), der die vorausgegangenen Jahrzehnte stabil bei rund fünfhundert US-Dollar gelegen hatte, stieg im Laufe des Zusammenbruchs des Finanzsystems und lag 2011 bei 1.900 Dollar. Die Anziehungskraft des gelben Metalls hatte sich durch die Vernichtung von Billionen von Dollar an den Börsen verstärkt, auch wenn diese sich bald wieder erholten und die Vermögen der globalen Plutokratie wiederherstellten. Eine noch nie dagewesene monetäre Expansion und der Absturz der Zinssätze auf Null unterstützten die Flucht in den goldenen Schützengraben.

Doch Angst allein erklärt nicht alles. In einer Gesellschaft globalisierter Großtuerei und extremer Ungleichheit, die

ihren perfekten Ausdruck in Donald Trump und seinen Türmen in Form gigantischer Goldbarren findet, diente das edle Metall auch dazu, sich mit sozialem Status zu brüsten. Die Nachfrage der aufgestiegenen Mittelklassen Indiens und Chinas wuchs. In den neuen Boutiquen von Swarovski gleich neben den Armenvierteln wimmelte es nur so von Käufer*innen auf der Suche nach Goldschmuck, ebenso wie in den exklusiven LVMH-Geschäften *Ladies Only* der Kitsch-Theokratien in Dubai oder Doha.

Und genau wie andere Luxusobjekte fand auch das Gold Eingang in die dekadente Welt der zeitgenössischen Kunst und ersetzte dabei die Bronze als bevorzugtes Material von Künstler*innen, die auf dem globalen Markt agieren, – wie Damien Hirst, dessen Mammut-Skelett »Gone but not forgotten« aus reinem Gold für 15 Millionen Dollar verkauft wurde, oder Marc Quinn, der eine Goldskulptur des Models Kate Moss schuf, die vom Britischen Museum für zwei Millionen Dollar erstanden wurde. Nicht zu vergessen das Klo aus 18-karätigem Gold des Künstlers Maurizio Cattelan. Dieses hatte das Guggenheim Museum Trump für das Badezimmer des Weißen Hauses angeboten, als Ersatz für den Van Gogh, den der Präsident ursprünglich von dem New Yorker Museum gefordert hatte.

Gleichzeitig wurde Gold zum Lieblingsgeschäft der großen internationalen Netzwerke des organisierten Verbrechens, die mit den an der Börse von Toronto notierten multinationalen Bergbaukonzernen um die unternehmerische Führung des Eldorado 2.0 konkurrierten – und sich gelegentlich mit ihnen verbündeten. Als sichere

und zunehmend liquide Finanzanlage war Gold ideal, um die Erträge aus illegalen Aktivitäten der *McMafias* zu waschen. Neben der Ausbeutung von Millionen von informellen Bergarbeiter*innen, die unter sklavenähnlichen Bedingungen sauge und schreibe 20 Prozent der globalen Produktion erarbeiteten, überwachten diese Mafias den Verkauf des Golds an Zwischenhändler in abgelegenen Städten in den Anden oder im Regenwald. Letztere sicherten sich ebenfalls ihren Anteil und exportierten es in eine viel ›zivilisiertere‹ Welt, hauptsächlich in die Schweiz, deren vier Goldraffinerien 50 Prozent des auf globaler Ebene produzierten Golds verarbeiteten.

Jedes Glied dieser wahrhaft glänzenden Lieferkette diente dazu, Milliarden US-Dollar Schwarzgeld zu waschen. Aber die Garimpeiros und die Barequeros oder die korrupten Polizisten, die diesen illegalen Handel ignorierten, oder gar die Paramilitärs, die in den Bergwerken Angst und Schrecken verbreiteten, waren lediglich Symptome. Die Krankheit war die extreme Ungleichheit, die Plage des Raubtierkapitalismus des 21. Jahrhunderts. Das weltweite Goldgeschäft wurde zu einem seiner Symbole, zu seiner Quintessenz, wie der Ring bei Wagner. »Ich war in dem Bergwerk von La Rinconada, auf 5.500 Metern Höhe in den Anden Perus. Dort arbeiten 60.000 informelle Bergarbeiter*innen, die in Blechhütten leben. Sie sterben, bevor sie fünfzig werden, weil nur 50 Prozent Sauerstoff in der Luft enthalten sind. Es gibt keine Polizei, aber 4.000 Prostituierte, fast alle Sklavinnen«, erklärte mir der Schweizer Anwalt Mark Pieth, Autor des